

Zeitschrift: Schweizerische Bauzeitung
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 83/84 (1924)
Heft: 8

Artikel: Haus und Garten: zur Neuauflage des Buches von Ostendorf
Autor: Meyer, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-82744>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

er kaum einen Anlass versäumt, um mit den Kollegen in diesem Sinne zusammenzuwirken, und bis ins letzte Jahr hat er selten an einer Ausschuss-Sitzung der G. E. P. gefehlt. Die ihm dargebrachten Ehrenmitgliedschaften hat er keineswegs als blosses Ehrentitel, sondern als verstärkte Verpflichtungen aufgefasst. Zeitlebens hegte er Verehrung und Dankbarkeit für seine frühern Lehrer, und es gibt wohl wenige Ehemalige, denen Wohl und Wehe der E. T. H. so sehr am Herzen lag wie ihm. Und wenn er, als zäher Kämpfer für etwas, das er als recht und wünschbar erkannt hatte, gelegentlich scharf wurde, so entsprach das seiner durchaus unpolitischen Natur: das Grundsätzliche galt ihm alles, der Kompromiss und gar die Phrase waren ihm zuwider. In ihm paarten sich eben, wie eingangs angedeutet, nordische Gründlichkeit, Pflichtgefühl und Treue mit südländischem überschäumendem Temperament; er war eine in Licht- und Schattenseiten ausgeprägte Persönlichkeit, er konnte nicht anders handeln, als er tat.

In seinem selbstlosen Wollen und unerschrockenen Bekennermut aber wird er uns stets ein leuchtendes Vorbild bleiben!

Carl Jegher.

Es sei einem, an der Generalversammlung der G. E. P. im Jahre 1879 mit A. Jegher bekannt und seither eng befreundet gewordenen Kollegen gestattet, hier noch der Freundschaftsbande kurz zu gedenken; denn das Bild Jeghers wäre unvollkommen, wenn diese Seite nicht auch noch zur nähern Beleuchtung käme.

August Jegher stand schon seiner gesellschaftlichen Umgebung gegenüber stets weltmännisch korrekt da; wo sich daraus Freundschaft entwickelte, war und blieb er ein treuer Freund bis ans Ende. Ein typisches Beispiel unverbrüchlicher Freundschaft war sein bereits geschildertes Verhältnis zu Waldner, das freilich bis in die Zeiten zurückreicht, wo dem der Jugend eigenen Zug von Enthusiasmus grosse Kraft und Bedeutung zukommt. Aber auch jüngern Freunden war er treu zugetan und hilfreich. Es freute ihn, wenn er die Spalten seines angesehenen Blattes einem Kollegen zur Verfügung stellen konnte, wobei er oft auch mit Rat und Tat beistand, das als gut Beurteilte dadurch mittelbar fördernd.

Bei geselligen Anlässen äusserte sich bei ihm bis zuletzt der lebhaftige Geist der Jugend; auch im Alter fand Geltung der Satz „fröhlich mit den Fröhlichen“; in aller Beschaulichkeit fand die Erinnerung an die schöne Jugendzeit ihr Recht, nicht zu vergessen seiner Schlagfertigkeit im Gesprächsverkehr, die oft von treffendem Witz und Sarkasmus gewürzt war.

Nähere Freunde Jeghers hatten auch Gelegenheit, sein schönes Familienleben zu erkennen. Mit väterlicher Sorgfalt war er jedem Familienglied zugetan, teilte dessen Freud und Leid und war allen gut. Diesem Freunde ist ein gutes Andenken sicher!

E. B.

Haus und Garten,

Zur Neuauflage des Buches von Ostendorf.

I.

Zur Besprechung liegt mir dieses berühmte Buch vor, wie die „Sechs Bücher vom Bauen“ des gleichen, im Kriege 1915 gefallenen Verfassers ein weitverbreitetes Werk, dem viele geradezu kanonische Bedeutung zuerkennen, sodass die Kenntnis seines Inhalts bei Architekten fast vorausgesetzt werden darf.¹⁾ Eine Grundforderung durchzieht alle diese Schriften: dass jedes Bauwerk aus einer Gesamtanschauung, als gegliederte Einheit entstehen müsse, und nicht als die Aneinanderreihung zusammengesammelter Motive. Eigentlich ist diese Forderung ja selbstverständlich, und gar nicht zu diskutieren, aber es ist verdienstlich, dass sie in diesen verworrenen Zeiten mit solch hartnäckiger Festigkeit vertreten wird, als ein „ceterum censeo“.

¹⁾ Ueber Ostendorf vergl. « Ein Vermächtnis » in « S. B. Z. » vom 24. April 1915 (Band 65, Seite 192).

Red.

Im einzelnen werden dann noch sehr viele gute und kluge Dinge gesagt; die Entwürfe, die als Böcke zur Linken des Richters schandenhalber abgebildet werden, sind meistens überzeugend schlecht (ist nicht bedenklich viel darunter von Muthesius?); man kann fast jeden einzelnen Satz unterschreiben, und doch wird man des Ganzen nicht recht froh, und am Schluss lässt sich ein starkes Gefühl des Widerstandes nicht verhehlen. Die Wahrheit des Gesagten kann man kaum bestreiten, vielleicht ist aber nur die halbe Wahrheit gesagt. Jedenfalls bestärkt die leere Schwäche und Blutarmut der Ostendorfschen Musterbeispiele und der Werke seiner Nachahmer unser Misstrauen. Man erschrickt eigentlich, wie passé uns diese Bücher und Bauten heute schon anmuten. In Zürich haben wir das Fluntern Kirchenviertel nach dem Herzen Ostendorfs¹⁾; man sollte glauben, diese symmetrisch korrekte Haltung sei, ganz im Sinn seiner Lehre, der äussere Ausdruck einer unerschütterlichen innern Festigkeit und Abgeklärtheit: ist es da nicht überaus merkwürdig, wie nun gerade so eifrige Ostendorfianer ganz ohne innern Halt von der nächstbesten holländischen Flutwelle mitgespült werden?

Dieses erweist sich allmählich als der Kernpunkt des Missbehagens: Ostendorfs Lehre ist unanfechtbar, soweit sie sich auf die Methode bezieht, dass nur aus völliger Klarheit über alle äussern und innern Bedingungen gestaltet werden kann, und dass diese künstlerische Gestaltung stets ein knappster Ausdruck dieser Klarheit, die präziseste Formulierung dieser einheitlichen Raumkörper-Vorstellung sein muss. — Ueber die Qualität (oder, wenn man will, den „Inhalt“) dieser Vorstellung aber spricht er nicht. Er setzt stillschweigend voraus, der sei zu allen Zeiten ungefähr der gleiche gewesen, und die ewig gleiche Aufgabe sei jeweils nur mit mehr oder weniger Geschick gelöst worden, am vollkommensten im XVII. und XVIII. Jahrhundert. Im I. Band (Seite 24) der „Sechs Bücher vom Bauen“ findet man folgende Sätze mit Bezug auf die in der Architektur zu erstrebende gemeinsame künstlerische Ueberzeugung: „Diese finden wir — für uns passend und uns verständlich — noch in einer uns nicht allzu fernliegenden Zeit, zu Ende des XVIII., zu Anfang des XIX. Jahrhunderts . . . Wir sind in der Zwischenzeit nicht so viel anders geworden, dass wir sie nicht mehr verstehen würden“, und „einstweilen, bis wir wieder fest im Sattel sitzen, eignen wir sie uns an, ohne viel darüber nachzudenken, ob sie in allen Teilen uns auch noch recht passe.“ —²⁾ Wer sich aber um die Ehrlichkeit unserer Architektur bemüht, wird sich doch nicht verwehren lassen, hierüber nachzudenken, und gerade hiervon hätte das von Ostendorf beschwiegene Kapitel zu handeln, das der Wahrheit zweiten Teil enthalten würde; es mag im Folgenden skizzenhaft angedeutet werden. An seiner Spitze steht die Frage: Haben wir zu unsern Häusern wirklich das gleiche Verhältnis wie unsere Vorfahren vor 150 Jahren? Denn nur dann, wenn das bejaht werden kann, dürfen wir mit jenen Formen, mit den damals gültigen Anordnungen bauen. Mit Recht verweist Ostendorf mehrmals auf Blondel und dessen Zeitgenossen, als hohe Vorbilder in der Kunst der Raum-Distribution, und seine eigenen Bauten versuchen das moderne Raumprogramm in ähnliche Gestalt zu zwingen (Wenn wir gelegentlich von Blondel-Ostendorf reden, so geschieht das der Einfachheit wegen, und nicht etwa, um die beiden an Rang gleichzustellen, was den Schatten des grossen Blondel bitter kränken müsste).

Welchen Kreisen baute Blondel seine Hotels und Lusthäuser? Ausschliesslich dem Hof und dem Adel, der Oberschicht einer in feudale Rangklassen abgestuften Gesellschaft. Selbst der reiche Parvenu konnte schliesslich seine Nobilitierung erreichen, auch er durfte sich also zu diesen Kreisen zählen. Das Wesen einer solchen Gliederung liegt aber darin, dass jede Klasse der andern gegen-

¹⁾ In seiner Entwicklung dargestellt in « S. B. Z. » Band 76, S. 281 (18. Dezember 1920).

Red.

²⁾ Gekürztes Zitat; vergl. die längern Textproben aus der II. Auflage in « S. B. Z. » Band 63, Seite 375 (27. Juni 1914).

über die Distanz, und sich selbst gegenüber die Form wahr; der Einzelne darf sich von der Masse der tiefer Stehenden scharf distinguieren, dafür muss er seiner Kaste absolute Disziplin halten. — Der Mensch von heute will etwas werden, etwas erreichen, er braucht ein Ziel, das Bewusstsein einer Leistung, um sich selbst zu achten, und um Befriedigung zu finden; der Grandseigneur des XVIII. Jahrhunderts wollte ausschliesslich etwas sein. Repräsentation war ihm der Sinn seines Daseins, mehr Pflicht als Genuss, sie verband ihn mit der Gesamtheit, in ihr, so paradox es klingen mag, äusserten sich seine sozialen Gefühle. Uns Heutigen ist sie allenfalls Mittel zum Zweck, sie macht Eindruck, hebt den Kredit, schmeichelt dem Machtbedürfnis und der Eitelkeit, sie wird mühsam in Szene gesetzt, und voll inneren Unbehagens und äusserer Entgleisungen unsicher absolviert; selbst souveräne Fürsten unserer Zeit fühlen sich als schlechte Zivilisten meist behaglicher als in grosser Uniform. All das beweist, wie sehr sich unser Lebensgefühl gewandelt hat. Seit die alte Gesellschaft nicht mehr vom Staat gestützt wird, den sie repräsentierte, ist ihr kunstvolles Gebäude völlig zerfallen; irgendwelche Rangstufen sind weder tatsächlich, noch auch nur als Forderung, als Anspruch, mehr zu unterscheiden. Der Reiche hat wohl mehr Geld als der Arme, aber keine kulturelle Distanz, er gehört keiner in sich durch Lebenshaltung und Tradition gefestigten, und dem Staat gesetzlich eingeordneten Kaste mehr an, sondern er taucht hier und da aus der Masse auf, um in ein, zwei Generationen wieder spurlos zu verschwinden; wohl ist auch im Meer der Demokratie immer eine Schicht Wasser obenauf, aber diese wechselt beständig, und ist vom tieferen Wasser nicht wesenverschieden.

Wenn nun Architektur wirklich der knappe, klare, erschöpfende Ausdruck eines ganz bestimmten Wohnbedürfnisses sein soll, so ist kaum anzunehmen, dass zwei Menschengenerationen, die so grundverschieden zur Gesamtheit ihrer Zeitgenossen eingestellt sind, sich in der genau gleichen Art von Häusern wohlfühlen. Denn gerade das Haus (ähnlich der Kleidung) ist die exponierteste, empfindlichste Grenze und Berührungsfläche zwischen Individuum und Gesamtheit.

Das hohe Standesbewusstsein, das einem Bauherrn des Dixhuitième wesentlichster Lebensinhalt war, musste sich selbstverständlich nach aussen richten; Repräsentation war darum die Hauptanforderung des Bauprogramms, und weil dieses Bedürfnis nach Repräsentation einen soviel wichtigeren und geistig höhern Platz in der Persönlichkeit des Bauherrn einnahm, als es heute einnimmt; darum durften ihm auch im Bauwerk alle andern Anforderungen, als Bequemlichkeit, Gemütlichkeit usw. nachgeordnet werden. Wir bewundern italienische und französische Paläste, aber wir möchten sie nicht bewohnen müssen, ihre überladene „kalte Pracht“ dünkt uns masslos ungemütlich, museumhaft, Ornament und Gliederungen scheinen für die Bewohner selber und ihre Tätigkeit gar keinen Raum zu lassen; und Platz für eigene Tätigkeit war auch gar nicht verlangt und nötig, oder höchstens irgendwo seitab für Domestiquen. Das Leben des Hausherrn spielte sich in einem viel grösseren Rahmen, in der beschränkten Oeffentlichkeit der société ab, in ihr fühlte er sich geborgen und fest eingereiht, sodass er ihr seinerseits sein Haus weit öffnen konnte. Das Privathaus war wesentlich Bühne für diejenigen gesellschaftlichen Anlässe, in denen sein Besitzer die Hauptrolle spielte, und dieser musste notwendig Gesellschaft ins Haus ziehen, weil er nur in ihr repräsentativ auftreten und seinen Rang geltend machen konnte, auf dem sein Lebensgefühl beruhte. In solchen Zusammenhängen muss man Blondels kunstvolle Raumfolgen und grossartige Zusammenfassungen in geschlossenen Baukuben sehen, aus dem gesellschaftlichen Betrieb bekommen die Enfiladen und die delikate abgestuften Vorzimmer vor den Haupträumen erst ihren Sinn. Im Frankreich des Absolutismus, wo das Einzelindividuum im Kollektivwillen (oder dem Einzelwillen des Königs, was das Gleiche ist)

aufging, hat diese Gesellschaftskultur ihre höchste Vollkommenheit erreicht, sogar der Garten reiht sich der allgemeinen Ordnung ein, er dient, wie das Haus, der Oeffentlichkeit (immer im Sinn der société, der herrschenden Kaste), mit der sich sein Herr im Einklang weiss.

Sowie mit Rousseau diese Harmonie zerbricht, und das Individuum mit der Gesellschaft zerfällt (prinzipiell, als Grundstimmung, nicht infolge einer einzelnen Entgleisung, wie das schon immer vorkam), kommen gotische Gartenhäuser und englische Gärten auf, das „retourbons à la nature“ fordert erstens eine Natur, einen Schlupfwinkel, in den man flüchten kann, und zweitens eine Perspektive nach rückwärts. Daher die Unregelmässigkeit und die Ruinenromantik jener Zeit, in der die Umkehr, das Zurücksinken in den Naturzustand ihre treffenden Symbole fanden; der strenge Garten des Dixhuitième konnte dies alles nicht bieten.

Die verneinende Einstellung Rousseaus zur Gesellschaft ist in wechselnden Nuancen und unter andern Schlagworten auch noch die unsrige; das liegt beispielsweise in der Malerei klar zu Tage: die Impressionisten wandten sich ab von der Formtradition ins Formlos-„Natürliche“ und die Expressionisten sehnen sich dergleichen zurück in Neger-Urzustände, und das Einzelindividuum fühlt sich meist in umso schärferem Gegensatz zur chaotisch gewordenen Mit-Menschheit, je höher es persönlich steht. Entsprech im XVIII. Jahrhundert der Separation gegen die niederen Klassen eine umso largere Lebensgemeinschaft mit Mitgliedern der eigenen, so sind wir heute so weit, dass sich gesellschaftlich und kulturell jeder in seinen vier Wänden für sich verschanzt, verschanzen muss und will. Ein „öffentliches Leben“ existiert überhaupt nicht mehr; was etwa an Schützenfesten und dergl. gefeiert wird, ist eine unendlich subalterne Angelegenheit, keine Machtentfaltung, sondern ein blosses Vergnügen ohne inneres Pathos; gelegentliche militärische Aufzüge sind die spärlichen Reste der echten staatlichen Repräsentation, mit denen wir nicht mehr recht viel anfangen können, weil sich niemand mehr persönlich mit dem Staat solidarisiert und als mitherrschend, mitverantwortlich fühlt, wie die alte privilegierte Gesellschaft. Wie sollte man auch? In der heutigen Demokratie fehlt ja jedes Objekt der Herrschaft, diejenigen, über die eine regierende Kaste herrschen könnte. Vielleicht ist das der Kern der neuen Nationalismen: man sucht ein Objekt der Herrschaft ausserhalb der Grenzen.

Aber unsere Betrachtungen führen auf gefährliche Abwege; schon dies wenige mag genügen, um zu zeigen, dass unsere Baukunst, wenn sie wirklich der ehrliche Ausdruck eines inneren Bedürfnisses sein will, unmöglich an jene Formen des Dixhuitième „anknüpfen“ kann, wie Ostendorf meint (und wie die Berner Bodenständigen meinen). Unsere Form haben wir noch nicht gefunden, das wollen wir ruhig eingestehen; nur über diesen einzigen Punkt sind wir ganz im Klaren: es ist gewiss nicht die repräsentative Form des Absolutismus, nicht die Welt Ostendorfs. Diese Dinge sind vorbei, als reife Frucht vom Baum des Lebens abgefallen, wie alle endgültigen Lösungen. Dass er das nicht gefühlt hat, ist der entscheidende Einwand gegen Ostendorf.

P. M.

Diesel-elektrische Spitzenkraftanlage für das Elektrizitätswerk der Stadt Bern.

Wie von der Firma Gebrüder Sulzer A.-G. in Winterthur mitgeteilt wird, befinden sich in deren Werkstätten zwei Dieselmotoren von je 2000 PS in Ausführung, die im Elektrizitätswerk der Stadt Bern zur Aufstellung kommen sollen. Die Motoren sind dazu bestimmt, Spitzenkraft zu möglichst niedrigen Gestehungskosten zu liefern, wobei der Vorteil der steten Betriebsbereitschaft, durch den sich der Dieselmotor auszeichnet, indem die Kraft zu jeder beliebigen Zeit innerhalb weniger Minuten wirklich zur Verfügung steht und nicht erst aus zweiter oder dritter Hand bezogen werden muss, als besonders wertvoll mit in Betracht fällt.